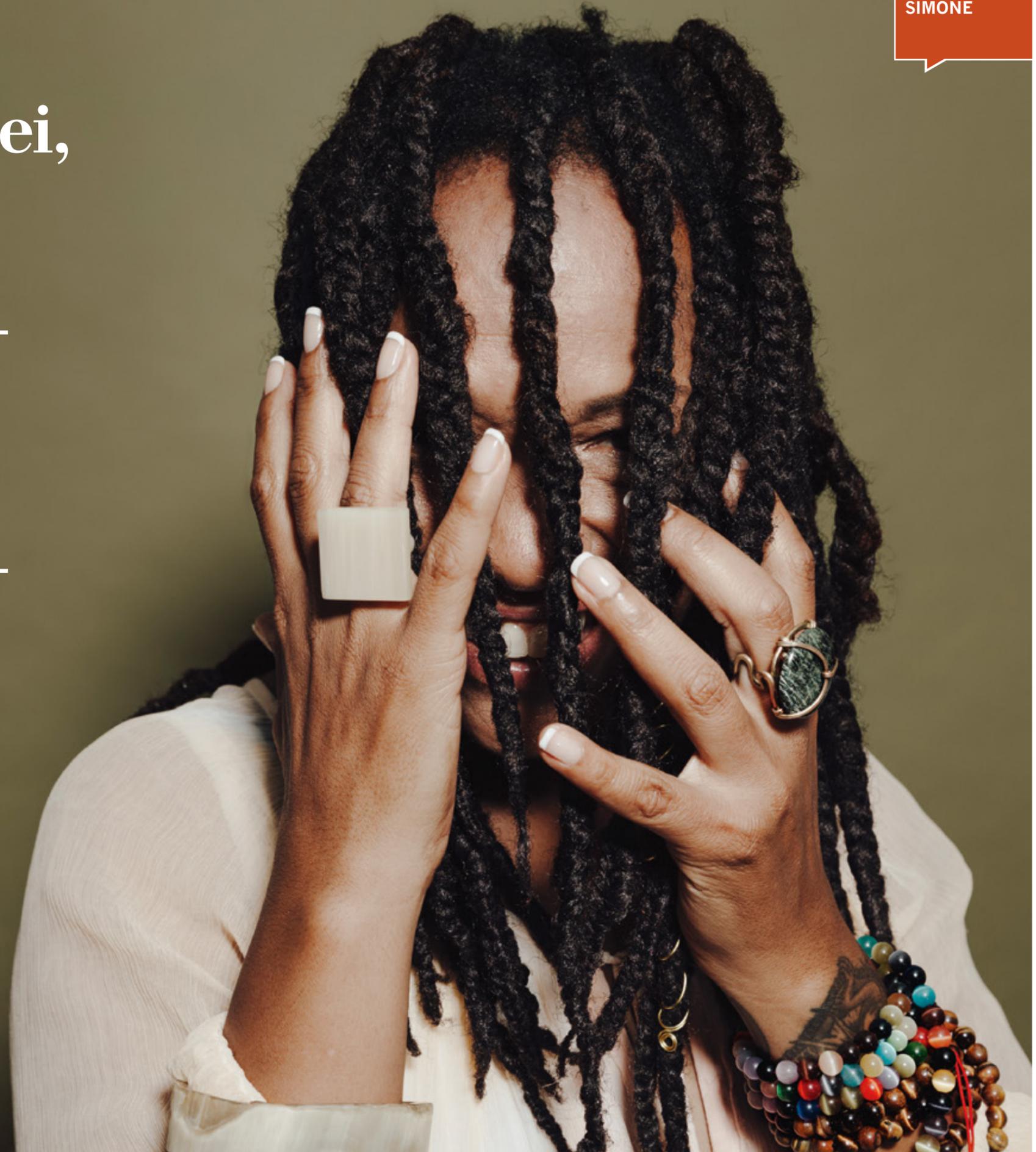


» Ich bin auf eine Art frei, die meine Mutter nie erreicht hat.«

28. August 2019, Hamburg. Die Vergangenheit ist immer da: Wir treffen Lisa Simone am Jahrestag von Martin Luther Kings berühmter »I Have A Dream«-Rede. Ein fernes Echo aus den 60er-Jahren, der Zeit ihrer Kindheit, die sie mit ihrer berühmten Mutter Nina Simone in einer dysfunktionalen Familie verbrachte. Heute strahlt Lisa Simone eine warme Zufriedenheit aus, zur Begrüßung streckt sie die mit vielen größeren und kleineren Goldringen bestückte Hand hin. Während sie ihr Mittagessen nachholt – Salat mit Quinoa – sprechen wir über Rassismus im Kulturbetrieb, das Erbe ihrer Mutter Nina Simone und ihren eigenen Weg von der Air Force ins Musikbusiness.

INTERVIEW: ANNETT SCHEFFEL | FOTOS: MATTHIAS OERTEL



M

rs. Simone, wie beginnt für Sie die Arbeit an einem Album?

Häufig mit einer ersten Zeile. Der älteste Song auf der aktuellen Platte trägt den Titel »Legacy«. Ich hatte ihn am Anfang als Swing im Kopf, viel fröhlicher also, als er jetzt geworden ist. Daraus stammt die erste Zeile, die mir vor drei Jahren

eingefallen war. Ich stand in der Küche und plötzlich war sie einfach da: »I don't have my mother's hands, nor do I have her voice.«

Stimmt das, haben Sie tatsächlich weder die Hände noch die Stimme Ihrer Mutter?

Die Hände habe ich definitiv von meiner Mutter, zumindest äußerlich. Schauen Sie! (zeigt ihre Hände) Es sind Piano-Hände. Ich erinnere mich noch, dass meine Mutter und ich unsere Hände immer zusammengehalten und gestaunt haben, wie sie sich ähneln. Aber ich spiele das Klavier anders, als meine Mutter es getan hat. Darum singe ich, dass ich nicht ihre Hände habe. Und schon gar nicht ihre Stimme.

Wenn Sie sagen, dass der Song am Anfang eigentlich beschwingter geplant war, haben Sie beim Schreiben eines Songs immer schon einen bestimmten Sound im Kopf?

Nein, die Songs kommen einfach. Fünf der Stücke habe ich in sehr kurzer Zeit geschrieben, in vielleicht zwei Wochen: »Had I Known«, »Wonderful«, »Tonight«, »The Reckoning« und »Secrets & Lies«. Dabei fällt mir auf, das sind alles sehr traurige Songs. Es waren zwei sehr traurige Wochen. (lacht)

Viele Musiker sagen, dass die besten Melodien und Texte oft aus Schmerz heraus entstehen. Stimmt das?

Auf jeden Fall. Das gilt für viele der schönsten Werke der Musikgeschichte. Einer meiner Lieblingssongs ist »My Way« von Frank Sinatra (singt theatralisch): »And now the end is near...« Ein Klassiker. Und todestraurig.

Was für eine Art Songwriterin sind Sie? Fangen Sie mit der Sprache an, mit dem Text? Oder gibt es die Melodien vorher?

In den allermeisten Fällen kommt alles gleichzeitig. Manchmal fühlt sich das ein bisschen an, als würde ich die Songs nur von irgendwoher herunterladen.

Was ist denn für Sie das Schwierigste am Songschreiben?

Was soll ich sagen, für mich ist das etwas sehr Natürliches, es ist nicht kompliziert. Singen ist mein wichtigster Bewältigungsmechanismus. Singen und Meditieren, was ich seit 2011 sehr ausgiebig praktiziere.

Ähneln sich diese beiden Mechanismen?

Ja, denn auch beim Meditieren geht es darum, Zugang zu einer bestimmten Art von eigenem Kommunikationsmittel zu bekommen: zu einer Kreativität aus einer höheren Quelle. Das kann für andere Menschen das Zeichnen sein oder das Tanzen. Und bei mir ist es das Singen. Und das Schreiben. Ich ha-

be zu Hause Tagebücher mit Gedanken aus 25 Jahren meines Lebens. Außerdem schreibe ich gerade meine Autobiografie. Dabei ist mir klar geworden: Zusammengenommen ist alles eine große Komposition – meine Lieder auf den Platten und meine ausformulierten Erinnerungen im Tagebuch. Zugleich ist diese Komposition mein Schutzraum.

Macht Ihnen der Gedanke nicht Angst, all das im Schutzraum Geschriebene preiszugeben, wenn es veröffentlicht wird? Es mit der ganzen Welt zu teilen?

Das ist ja der Punkt dabei, nicht wahr? (lacht) Ich habe schon manchmal diese Vorstellung im Kopf, alle meine Tagebücher und Erinnerungen auf einen Haufen zu werfen, alles anzuzünden und dann um das Feuer zu tanzen (pustet und prustet): Whooosh, alles weg! Aber Angst habe ich keine. Die Frage, die ich mir stellen muss, lautet: Wie viel will ich der Welt von mir zeigen? Es gibt natürlich Dinge, die nicht für Jedermanns Augen und Ohren bestimmt sind. Es kann also gut sein, dass ich meine Tagebücher tatsächlich verbrenne, wenn die Autobiografie erschienen ist. Denn dann habe ich alles so aufgeschrieben, wie ich es den anderen erzählen will, und brauche meine Tagebücher eigentlich nicht mehr.

Sie meinen das mit dem Verbrennen Ihrer Tagebücher wirklich ernst, oder? Wir reden von den gesammelten Erinnerungen Ihres halben Lebens. Wollen Sie das nicht für sich selbst bewahren – auch als Möglichkeit, in Ihre eigene Vergangenheit reisen zu können?

Eine solche Reise kann schön sein, ja. Aber es gibt Dinge, die muss man irgendwann ruhen lassen. Und vielleicht will ich mich auch nicht an alles erinnern. Zumal es Dinge gibt, die einfach davor beschützt werden sollten, von der Welt falsch ausgelegt zu werden. Glauben Sie mir, über diese falschen Interpretationen habe ich als Tochter von Nina Simone eine Menge gelernt. Das schönste und harmloseste Zitat kann im Nachhinein zu einer grauenvollen Sache aufgeblasen werden. Deswegen war es mir auch so wichtig, die Film-Dokumentation über das Leben meiner Mutter zu realisieren. Es schwirrten seit ihrem Tod viel zu viele Halb- und Unwahrheiten herum, und ich wollte, dass es einen Film gibt, der ihre Wahrheit erzählt.

Also eine subjektive Wahrheit.

Ja. Ihre Geschichte, so wie sie sie gesehen hat und wie sie gewollt hätte, dass man sich an sie erinnert. **Aber gibt es denn diese eine Nina Simone wirklich? Die Schriftstellerin Toni Morrison hat einmal gesagt, sie wäre nicht eine Frau gewesen, sondern viele.**

Vielleicht war sie für verschiedene Menschen nicht eine, sondern viele Frauen. Aber ich kannte nur die eine. Nach ihrem Tod bekam ich das Gefühl, dass es zu viele Leute gibt, die behaupteten, sie wüssten genau, wie sie gewesen sei. Nur, dass alle eine andere Geschichte erzählten. Auf diese Art entstehen Le-



»Ich habe manchmal die Vorstellung, alle meine Tagebücher auf einen Haufen zu werfen und alles anzuzünden: Whooosh, alles weg!«

genden und Mythen: Jemand nimmt sich ein winziges Korn Wahrheit vor und ummantelt es mit vielen selbst kreierte Schichten. Völlig egal, ob diese wahr oder falsch sind. Darum ist es mir so wichtig, am Erbe meiner Mutter mitzuwirken.

Wie sieht dieses Mitwirken aus, abseits der Arbeit an der Doku?

Ich überlege mir zum Beispiel genau, was und wie ich über sie rede. Heute, in Zeiten von Social Media, ist diese kontrollierte Kommunikation wahrscheinlich wichtiger als je zuvor. Denn alles kann sehr schnell außer Kontrolle geraten.

Die Dokumentation »What happened, Miss Simone?« beginnt mit einem Interview-Ausschnitt, in dem Ihre Mutter gefragt wird, was Freiheit für sie bedeutet...

... und sie sagt: keine Angst zu haben.

Was bedeutet Freiheit für Sie?

Darüber habe ich einen Song geschrieben: »Finally Free« von meinem ersten Album. Da geht es auch darum, sich seinen Ängsten zu stellen – und um das Erbe meiner Mutter. Mein Mann sagt immer, meine Mutter habe den Song »I Wish I Knew How It Would Feel To Be Free« perfekt interpretiert, aber erst ich hätte mit »Finally Free« die Ziellinie überquert. Und in gewisser Weise stimmt das: Ich bin auf eine Art frei, die meine Mutter nie erreicht hat.

In dem Interview-Ausschnitt sagt sie weiter, manchmal fühle sie sich auf der Bühne frei.

Das Interview stammt aus den 60er-Jahren. Da war sie noch nicht die Frau, die später mit 70 gestorben ist. Zur Zeit dieses Interviews war ich noch ein kleines Kind. Wir lebten in meinem Elternhaus in Mount Vernon, New York. Mein Vater war noch da. Sie war jung.

Und noch nicht so verbittert über die herben Rückschläge der Bürgerrechtsbewegung und den an Kraft verlierenden Freiheitskampf.

Allerdings! Meine Mutter hatte sich mit Leib und Seele in diesen Kampf gestürzt. Sie hat ihm alles untergeordnet. Und als sich die ganze Arbeit an der Sache nicht in der Art und Weise manifestiert hat, die sie sich vorgestellt hatte, musste sie ihr ganzes Leben völlig neu ausrichten. Wir haben nie darüber gesprochen, aber es muss ihr das Herz gebrochen haben. Ich erinnere mich, dass wir zusammen waren, als ich das Interview, mit dem die Dokumentation beginnt, zum ersten Mal gehört habe. Wir waren in Holland, sie spielte es mir vor. Ich weiß noch, dass ich ganz gebannt war und zuhören wollte. Aber sie plapperte die ganze Zeit dazwischen, und ich musste sie immer wieder ermahnen: »Mum, hör auf zu reden, ich verstehe nicht, was du da sagst!« (lacht)

Wissen Sie, wie das Interview entstanden ist?



»Der Tod ist ein verrücktes Geschäft. Alle, die noch irgendwas von meiner Mutter rumliegen hatten, verfielen in Raserei.«

Ein befreundeter Journalist hat es mit ihr geführt. Mein Vater und meine Mutter hatten ihn und einen Kameramann damals in unser Haus in Mount Vernon eingeladen. Das Traurige ist, dass die ganze Schönheit und der Reichtum dieser Aufnahmen fast verloren gegangen wären: Dieselben Leute, die sie in den 60er-Jahren in ihr Zuhause eingeladen hatte, haben sich nach ihrem Tod mit meinem Vater um die Rechte der Aufnahmen gestritten. Der Tod ist ein verrücktes Geschäft – besonders in Amerika. Alle, die noch irgendwas von meiner Mutter rumliegen hatten, verfielen in echte Raserei.

Wird posthum jeder Winkel eines gelebten Lebens zur Ware?

Ja, meine gerade verstorbene Mutter wurde plötzlich zum Produkt, mit dem man wieder Geld verdienen konnte. Niemand kann genau vorausahnen, wie der Marktwert eines Menschen sich entwickelt, wenn er stirbt. Schauen Sie sich Michael Jackson an. Oder Prince. Mich macht der Gedanke dieser Vermarktung und Ikonisierung kurz nach dem Tod eines Künstlers traurig. Wir sollten den geliebten Menschen doch schon Rosen zuwerfen, solange sie noch bei uns sind! Wenn heute der Name Nina Simone fällt, fangen alle zu schwärmen an: »Oh! Nina! Ich liebe sie.« Aber als meine Mutter starb, war sie allein. Umgeben von Kriechern, die sich einen Scheiß um sie scherten. Sie hatte seit sechs Jahren Krebs und große Angst, dass ihr das Geld ausgeht, weil sie wegen der Krankheit nicht mehr auftreten konnte. Sie wurde in ihren letzten Jahren keineswegs in dem Maß geliebt, wie das jetzt der Fall ist. Sie hat in ihrem ganzen Leben keinen einzigen Grammy gewonnen – erst 13 Jahre nach ihrem Tod hat sie einen erhalten, für ihr Lebenswerk. Jetzt schwebt sie für alle über den Baumgipfeln. Aber das war eine Menge Arbeit. Es hat mich zwölf Jahre gekostet, die Dokumentation zu realisieren.

Gab es eigentlich mal eine Zeit, in der es für Sie einfach war, die Tochter von Nina Simone zu sein?

Heute ist es am einfachsten. Ich habe einen Weg gefunden, mich durch die ganze Verbitte- rung zu kämpfen. Das Erbe meiner Mutter ist nicht immer besonders gut für mich gewesen. Viel Druck, viele voreilige Schlüsse. Aber ich fühle mich endlich wohl in meiner Haut. Ich habe sogar Frieden mit meinem Namen

gemacht: Lisa.

Den mochten Sie früher nicht?

Nachdem meine Mutter gestorben ist, habe ich ihn jahrelang nicht benutzt. Ich war immer nur Simone. Wenn mich jemand Lisa nannte, war das wie ein Schlag in den Bauch. Ich habe immer gesagt, Lisa ist mit Nina gestorben. Ich bin erst wieder zu Lisa geworden, als 2014 mein erstes richtiges Soloalbum erschien.

Das war wie ein Neuanfang. Dank der Meditation kann ich heute mit einem Lächeln sagen: Ja, mein Name ist Lisa Simone. Und der ganze Ballast, der früher daran hing, ist weg.

Meditieren Sie jeden Tag?

Ja. Es ist völlig egal, wie lange ich es schaffe. Zwei Stunden oder zehn Minuten. Hauptsache ich mache es.

Sie sprechen auf dem neuen Album sehr ehrlich über das schwierige Verhältnis zu Ihrer Mutter. In »Ghost« singen Sie: »You protected me from everyone else but not yourself.«

Das ist ja die Sache mit meinem Namen: Lisa, das ist ja auch das kleine Mädchen, das ich war – und an das mich der Name erinnert. Ich war ein ziemlich cooles Kind. Aber ich war verwundet. Für sehr lange Zeit. Ich wurde zu einer jungen Frau, der es nicht gelang, meine eigene Freundin zu sein. Ich habe mein Leben immer nur noch schmerzhafter und komplizierter gemacht, weil ich es nicht schaffte, den Menschen um mich herum zu vertrauen.

Sie sagen, Sie waren ein ziemlich cooles Kind.

Das erinnert mich an die Geschichte, dass Sie schon im Alter von zwölf Jahren mit den Limousinen Ihrer Mutter herumgefahren sind – auf einem Bücherstapel sitzend, damit Sie überhaupt durch die Windschutzscheibe schauen konnten.

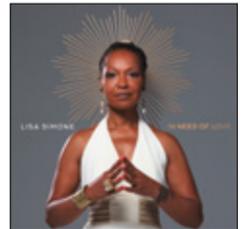
(lacht). Naja, wenn man mit jemandem wie meiner Mutter zusammengelebt hat, dann musste man immer einen guten Fluchtplan parat haben. Auch wenn das bedeutete, dass man sich beibringen musste, wie man eine Kupplung bedient. Ich habe das in einem Volkswagen gelernt, als ich elf war.

Sie waren also schon früh sehr selbstständig?

Ich habe mich selbst erzogen, ja.

War das auch der Grund dafür, dass Sie dann mit 18 zur Air Force gingen?

Nein, das war eher ein Akt der Verzweiflung. In der Air Force bin ich erwachsen geworden. Und ich habe dort meine Liebe zum Singen und Komponieren wiederentdeckt. Auf ge-



IN NEED OF LOVE

Auf ihrem dritten Album verarbeitet Lisa Simone erneut das schwierige Verhältnis zu ihrer Mutter, in deren altem Haus in Carry-le-Rouet, Südfrankreich, sie heute mit ihrer Familie lebt und arbeitet. Zwischen Jazz, Soul und Gospel erzählen die zwölf Songs von unterdrückten Gefühlen, vor allem aber von Versöhnung, Spiritualität und neu gewonnenem Frieden. Geschrieben und komponiert wurden die Lieder zusammen mit ihrem langjährigen musikalischen Begleiter Hervé Samb. Der in Paris lebende senegalesische Gitarrist ist Freigeist der französischen Jazz-Szene und lässt in seine stilistische Mischung westafrikanische und afro-brasilianische Rhythmen einfließen.



ZUR PERSON

Lisa Simone (geboren am 12. September 1962 in Mount Vernon, New York) durchlebte als Tochter der meist abwesenden Eltern Dr. Nina Simone und deren Manager und Ehemann Andrew Stroud eine schwierige Kindheit. Ihre Mutter galt nicht nur als Stimme der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, sondern war auch mit vielen Schlüsselfiguren befreundet. Nach der Scheidung ihrer Eltern lebte Lisa mit der Mutter in Barbados sowie Liberia, bevor sie auf eine Schweizer Privatschule kam. Nach ihrem Abschluss trat sie 1982 der US-Armee bei, in der sie bis 1993 unter anderem im Golfkrieg als Technikerin diente. Danach widmete sie sich dem Gesang, wurde erfolgreiche Musicaldarstellerin am Broadway mit Rollen in »Aida« und »Lion King«, ab Ende der 90er-Jahre trat sie mit Jazzbands auf. Nach dem Tod ihrer Mutter 2003 arbeitete Lisa Simone als Produzentin der Dokumentation »What Happened, Miss Simone?«, die 2015 erschien. Seit 2014 veröffentlicht sie Alben, für die sie selbst die Songs schreibt.

»Meine Mutter hatte sich mit Leib und Seele in den Kampf der Bürgerrechtsbewegung gestürzt. Sie hat ihm alles untergeordnet.«

wisse Weise habe ich diese Zeit gebraucht, um mit 28 Jahren zu der Einsicht zu kommen: Das ist es, was ich mit meinem Leben machen will. Meine Mutter war übrigens gar nicht begeistert von dieser späten Eingebung. Ich weiß noch, ich war ganz stolz und aufgeregt, als ich es ihr am Telefon erzählte: »Weißt du was, Mommy? Weißt du was?« »Was, Lisa, was denn?« »Ich habe entschieden, dass ich singen will!« Es folgte eine lange Pause. Eine so lange Pause, dass ich dachte, die Verbindung wäre abgebrochen. »Mom?« Und dann sagte sie nur: »Warum? Warum um Himmels Willen gerade das?« **Ich hätte vermutet, sie hätte sich gefreut ...** Sehen Sie, da sind wir schon wieder bei den voreiligen Schlüssen. Sie hatte ein denkbar schlechtes Verhältnis zur Musikindustrie. Für sie war die Musik ein aufgeschobener Traum. Sie war eine klassische Pianistin, die von der Klassikwelt abgewiesen wurde und die dann aus Mangel an Alternativen zum Jazz und Blues wechselte – den Standard-Genres also, die damals Schwarzen zugebilligt wurden. Und plötzlich saß da eine in Bach-Kantaten geschulte Musikerin am Klavier und spielte diese harmlose »Ga-dum, ga-dum, ga-dum,

ga-dum«-Melodie von »My Baby Just Cares For Me«.

Und ausgerechnet dieser Song wurde dann 1987 durch die Verwendung in einem Chanel-Werbespot zu ihrem größten Hit. Wobei sie die Rechte an dem Lied für mickrige 3.000 Dollar abgetreten hatte.

Ja, und die Verantwortlichen von Chanel haben noch nicht einmal gefragt, ob sie den Song verwenden dürfen. Sie sehen: Die Musikindustrie war für sie mit vielen schmerzhaften Erfahrungen verbunden. Die Vorstellung, dass es mir auch so ergehen könnte, hat sie fertig gemacht. Aber am Ende war sie mein größter Fan.

Interessant, dass Sie sich mit Ihrer ersten Karriere bei der Air Force sehr weit von Ihrer Mutter entfernt haben – um ihr mit Ihrer zweiten sehr nahezukommen.

Naja, ich weiß nicht. Der große Unterschied zwischen der Karriere meiner Mutter und meiner ist ja vor allem, dass sie nicht das Musikbusiness ausgewählt hat, sondern das Musikbusiness sie. Und zwar, nachdem ihr verwehrt worden war, was seit ihrer Kindheit ihr größter Traum gewesen war: Konzertpianistin zu sein.

Und zwar wegen ihrer Hautfarbe.

Ist sie jemals darüber hinweggekommen?

Ich glaube, ganz am Ende hat sie doch ihren Frieden damit gemacht. Eine Gruppe von Frauen hatte sich beim Curtis Institute, von dem sie damals abgelehnt worden war, für einen Ehrendokortitel stark gemacht. Das muss zwei oder drei Tage vor ihrem Tod gewesen sein. Sie war damals in Gestik und Mimik schon ziemlich beeinträchtigt. Ich war nicht dabei, aber man hat mir erzählt, dass sie gelächelt habe, als sie davon gehört habe. Deswegen auch die Bitte an Sie: Meine Mutter hatte zwei Dokortitel, sie war Dr. Nina Simone. Schreiben Sie das auch immer so! Sie hat es verdient.

Es gibt heute viele erfolgreiche amerikanische Musiker wie Solange Knowles, Janelle Monáe oder Kendrick Lamar, die in ihren Songs sehr direkt Rassismus kommentieren. Verfolgen Sie solche aktuellen Entwicklungen?

Nicht wirklich. Bei manchen Künstlern habe ich auch das Gefühl, dass das eher Style als ehrliches Engagement ist. Ich bin umgeben von echten Helden und Heldinnen aufgewachsen: Malcolm X, Martin Luther King, Miriam Makeba oder Lorraine Hansberry gingen bei uns ein und aus. Diese Leute haben für ihr politisches Anliegen ihre ganze Existenz riskiert, ihr Leben und das ihrer Geliebten. Unter den jungen Künstlern fällt mir niemand ein, der so weit geht. Deswegen stelle ich mir die Frage: Für wen machen diese Leute das? Für die Bewegung – oder für ihre Karriere?

Engagieren Sie sich für die Bewegung?

Ich habe das Gefühl, meine Familie hat für diese Sache genug geopfert. Es kommen oft Leute auf mich zu, die sagen, Lisa, wir brauchen dich in diesem Kampf. Und meine Antwort ist immer: Nein, entschuldigt, aber ich habe schon mein ganzes Leben lang meine Mutter mit euch geteilt. Das ist tragisch genug gewesen. Jetzt ist es Zeit für Kendrick Lamar und Solange Knowles und all die anderen, ihren Teil beizutragen. Ich bin schon glücklich darüber, dass es Leute gibt, die weitermachen – und dass meine Mutter vielleicht einige von ihnen angeregt hat, ihre revolutionäre Ader zu entwickeln. Im Geiste bin ich bei ihnen. Aber es ist nicht mehr meine Schlacht, die da geschlagen wird. Ich habe ein Leben zu leben.

Was ist das Wichtigste für Sie in diesem Leben?

Zufriedenheit. Und Glück.

Was bedeutet für Sie Glück?

Für manche ist es eine Art Geist, den sie jagen. Für andere ist es einfach ihr Hund. Für die allermeisten, denen ich bisher begegnet bin, ist es nichts, was sie von innen heraus spüren. Die meisten verbinden Glück mit externen Dingen: Autos, Wohnung, berufliche Erfolge, Beziehungen. Für mich aber kommt Glück von innen. Wenn man es schafft, das so zu sehen – und Meditieren ist da eine gute Hilfe –, dann wird das eigene Glück nicht mehr von äußeren Faktoren bestimmt. So habe ich meinen Frieden geschlossen: Meine Vergangenheit kann ich nicht ändern, mein Verhältnis zur Vergangenheit schon. Und mittlerweile fühle ich mich mit dem Leben, das ich für mich gewählt habe, sehr wohl.

Was war die größte Herausforderung bei dieser Vergangenheitsbewältigung?

Es hat gedauert, bis ich einen Weg gefunden habe, meinen Eltern und insbesondere meiner Mutter zu verzeihen. Ich wurde nicht mit Mitgefühl und Bedingungslosigkeit geliebt. Ich habe in meiner Kindheit eher gelernt, mit einer dysfunktionalen Familie klarzukommen.

Was haben Sie als Kind als besonders schmerzhaft erlebt?

Abschiede. Einer der neuen Songs handelt davon. Ich bin wirklich schlecht darin, mich von geliebten Menschen zu verabschieden. Wenn ich weiß, dass ein Abschied ansteht, weil ich verreisen muss oder meine Tochter wegfährt, dann wache ich schon Tage vorher mit einem Druck in der Brust auf, weil ich weiß: nur noch eine Woche, nur noch vier Tage. Das ist mein erster Gedanke nach dem Aufwachen. Das ist ein sehr, sehr alter Schmerz, der aus meiner Kindheit herrührt: Ich musste mich ständig von meinen Eltern verabschieden. Meine Mutter hat mal nachgezählt, dass ich in den ersten sieben Jahren 13 verschiedenen Nannys gehabt habe. Ich erinnere mich noch, dass es häufig gar nicht mehr zu einem Abschied kam: Meine Eltern verließen einfach das Haus, mit Koffern in den Händen.

Und Sie wussten nie, wie lange sie weg sein würden?

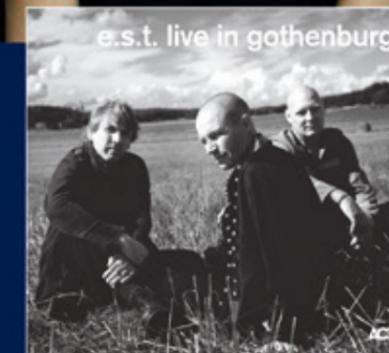
Nein, nie. Es ist schon erstaunlich, wie sehr die Kindheit unser ganzes Leben bestimmt. Meine Unruhe bei Abschieden – das waren diese vielen Koffer, die damals aus dem Haus getragen wurden.

...

ACT



erfolgsquartett in bester spiellaune
„zu viert im jazz-olymp“ nzz



ein konzert für die ewigkeit
originalität, wucht und spielwitz
finden hier aufs beste zusammen

cd / vinyl / digital
alben jetzt vorbestellen
veröffentlichung: 25.10.

www.actmusic.com